

Nr. 248 Bromberg, den 27. Oktober 1935

Der Fabrikant Anton Beilharz und das Theresle.

Roman von Wilhelm Schäfer.

I

Wie ein verirrter Sonnenstrahl zwischen Dächern und Häusern auf ein Wasser fällt, das sich in gemauerten Ufern der kleinen Stadt verdrossen hinschiebt und des fröhlichen Gesprenkels auf seinem dunklen Spiegel nicht achtet: so war das Theresle dem Fabrikanten Anton Beilharz in Unterlingen flüchtig begegnet, bevor er wunderlich bitter aus seinem verdrießlichen Wohlstand kam. Das Theresle war damals nur eine Saaltochter im „Goldenen Karpfen", und dem Herrn Anton Beilharz gehörte doch die große Fabrik an der unteren Straße; wie aber kein Schicksal ohne den Schalk seiner Zufälligkeit ist, so wollte das seine dem schwer geschlagenen Mann noch einen Trost vorbehalten, den ihm das Theresle eben dann brachte, als er selber bereits den Schlußstrich unter sein mißglücktes Leben zu machen entschlossen war.

Als der Fabrikant Anton Beilharz vor vierzig und einigen Jahren an den See heraufkam, plagten sich seine Eltern noch in der Neckar-Vorstadt zu Mannheim mit einer Gemüsegärtnerei und eigentlich hatte er damals nur über den Sommer bleiben wollen, weil ein Schulfreund von ihm eine Aushilfe in der Buchhandlung brauchte. Nachher gefiel ihm die wohnliche Landschaft um den See herum besser als die rauchige Öde am unteren Neckar; auch merkte er bald, daß ein heller Kopf, wenn er fleißig wäre — und beides schrieb er sich zu —, im Oberland ebensogut sein Fortkommen finden könnte wie unten, wo die Industrie den Menschen mit Haut und Haaren auffräße, wie er zu sagen sich danach angewöhnt hatte.

Er fand sein Fortkommen sogar besser: im zwölften Jahr, daß er in Unterlingen war, konnte er sich als Teilhaber in die Fabrik seines Schulfreundes einkaufen. Seine abgerackerten Eltern in Mannheim nämlich starben kurz nacheinander; und auf deren Tod hatten die Grundstück-Spekulanten gelauert, weil ihre aufgeschütteten Straßendämme die überständige Gärtnerei längst in den Fängen hielten. Der Anton Beilharz bekam für den schweißgedüngten Erdboden seiner Herkunft eine Geldsumme, mit der die kleine Fabrik zu einer größeren umgebaut und die Firma um seinen Namen vermehrt werden konnte.

Als dann später der Schulfreund und Teilhaber an der Roten Wand im Voralberg verunglückte, und seine sommersprossige Witwe Wilhelmine, geborene Ellenbeck, kinderlos hinterließ, ergab der geschäftliche Verkehr mit der ratlosen Teilhaberin so viel persönliche Berührungen, daß diese eines Tages von selber die Heirat herbeiführten: Für beide zunächst eine Vernunftehe, die aber, wie oft, in ein nicht unzärtliches Verhältnis einlief: besonders, als sich in pflichtgemäßen Abständen zwei Kinder einstellten, das ältere ein Sohn, und das jüngere eine Tochter. Der Sohn hieß einfach Karl nach dem verstorbenen Gärtner-Großvater, die Tochter jedoch Elvira nach einer Tante der Frau, die jung nach Chile ausgewandert und in einem sagenhaften Reichtum verschollen war.

Wer weiß, wofür es einmal gut ist! sagte Frau Wilhelmine Beilharz, verwitwete Kilb und geborene Ellenbeck.

Solange die Kinder klein waren, wohnte die Familie noch in dem alten nicht eben schönen Mietshaus am See, wo schon die Wohnung des Ehepaares Kilb gewesen war. Als dem Anton Beilharz seine Verhältnisse dauerhaft günstig schienen, fand er es nicht gesund am Wasser; er behauptete, die Verkrüppelung seiner Füße, die eine unerhebliche Verwachsung der Mittelfußknochen war, schmerze ihn in der feuchten Luft. Um dieser Füße willen, die seinen Gang schwerfällig machten, hatte er nicht Gärtner werden können; in übermütigen Augenblicken, die freilich nicht häufig waren, pflegte er deshalb zu sagen, er habe mit ihnen sein Glück gemacht.

Dieses vermeintliche Glück bestand darin, daß er in seiner Trikotwaren-Fabrik ein ausgezeichnetes Geschäft, daß er eine verträgliche Hausfrau und zwei gesunde Kinder besaß: es war ein bürgerliches Glück und Grund genug, ein Haus darum zu bauen. Als Platz suchte er sich den vorderen Ruchberg aus, weil der mit seiner Molassewand gegen den See vorsprang und einen ungehinderten Ausblick über das alte Städtchen bot, über die blaue Wasserfläche bis in die weißschimmernden Alpen. Daß es die alte Richtstätte war, beeindruckte den Gärtnersohn aus Mannheim nicht.

Erben oder bauen: der Mann muß ein Haus haben! sagte der Fabrikant Anton Beilharz nicht ohne Würde zu seiner sommersprossigen Frau Wilhelmine, als er ihr eines Sonntags im Frühling mit den Plänen in der Hand an den gesteckten Stangen zeigte, wie sich die Räume abheben sollten; und er war elegisch genug, hinzuzufügen, daß ihm die Mannheimer drunten sein ererbtes Haus abgerissen hätten.

Das ererbte Gärtnerhaus in der Neckar-Vorstadt hatte freilich bescheidener ausgesehen als dieses, das sich der Fabrikant mit einem Selbstgefühl seiner Wohlhabenheit auf den vorderen Ruchberg baute. Es war in jedem Betracht eine moderne Villa, wie er zu rühmen pflegte.

In diesem Haus, das von den Unterlingern spöttisch die Beilharzburg genannt wurde, lebte der Gärtnersohn aus Mannheim als vermögender Fabrikant; aber es lag seiner Natur nicht, die stilgerechten Räumlichkeiten mit herrschaftlichen Lebensumständen zu füllen. Wenn er aus seinen Geschäften heraufkam, wollte er die Behaglichkeit sozusagen hemdärmelig genießen, die er unten im Fabrikantenrock verdiente. Und es war eine Nachwehe seiner Herkunft, daß er die Spalierobstanlage hinter dem Haus selber besorgte und aus seinen Lehrbüchern ein Liebhaber im sachgemäßen Beschnitt wurde.

Seine Frau Wilhelmine wiederum war so auf den Haushalt versessen, dessen reibungsloser Lauf ihren ganzen Ehrgeiz beanspruchte, daß ihr der Mann und die Kinder gleichsam nur Bestandteile dieses Haushalts waren.

Wenn der Fabrikant nicht dann und wann geschäftliche Mißhelligkeiten und seine Frau Verdruß mit der alt und kränklich gewordenen Köchin aus ihrer ersten Ehe oder mit dem Stubenmädchen Marie gehabt hätte, das zwar eine gutwillige Person, aber auf eine vorläufig unerwiderte Weise liebesüchtig war: so würden ihre Tage in einer bürgerlichen Selbstzufriedenheit hingegangen sein, wie die Wetterfahne auf dem Turm den Wind blasen oder ruhen ließ, soviel er wollte, weil ihre Stange zwischen Kugeln lief, so daß sie weder knarren noch sich festsetzen konnte und somit in jeder Art Luft ihren selbstgewissen Umgang mit sich selber hatte.

Erst in den beiden Kindern, als sie größer waren und von dem alten Joseph zur Schule gefahren wurden, fing die Welt an, einen leisen Widerstand gegen die Selbstzufriedenheit des Beilharzhauses auf dem Ruchberg spüren zu lassen.

Der Widerstand der Kinder begann eines Tages damit, daß Karl und Elvira ihren Schulweg zu Fuß machen wollten, statt hinabgefahren zu werden. An diesem Widerstand war das Merkwürdigste für die Eltern Beilharz dies, daß er sich überhaupt zeigte; er kam aber nicht aus den verwöhnten Kindern selber, sondern war durch die Schule in sie hineingeträufelt worden.

Denn damals fingen die Wandervögel an, den Aufruhr der großstädtischen Jugend in die kleinen Städte zu tragen; und in Unterlingen war es ein junger Lehrer namens David Müller, der die Schlagworte von der Universität mitgebracht hatte. Weil er kameradschaftlich zu seinen Schülern und Schülerinnen stehen wollte, überdies an seinem Zunamen Müller kein Wohlgefallen hatte, ließ er sich kurzerhand David rufen, was auch besser zu seiner eckigen Stirn mit dem geblichen Blondhaar paßte, auf welches noch kein Hut gekommen war, wie er sich rühmte.

Dieser junge Mann, der im November Seebäder nahm und alles Gesellschaftliche haßte, weil es Lüge und Unfriede züchte, wurde bald bei den Eltern in Unterlingen als Aufhetzer der Jugend besprochen. Seine Schüler freilich dachten anders über ihn; namentlich der Obertertianer Karl Beilharz, dessen Klassenlehrer er war, hing ihm hitzig an. Zuerst ließ er die Mütze zu Hause, bloßköpfig zu gehen; dann kam der besagte Widerstand gegen den Wagen, der aber mit der Zeit sowieso eine überständige Gewohnheit der ersten Schuljahre geworden war.

Ich hatt' einen Kameraden! sang der lang aufgeschossene Knabe mit seiner dem Umbruch nahen Stimme, wenn er morgens die kleine Schwester an der Hand nahm, mit ihr loszuziehen, wie er sich ausdrückte; und Elvira, die bis dahin ein zimperliches Kind gewesen war, versuchte seinen großen Schritt wie die schrille Oktave zu seinem rauhen Gesang einzuhalten.

So weit fanden die Eltern Beilharz, daß ihre Kinder selbständiger würden. Als aber eine Selbständigkeit der anderen auf die Füße trat; als der Knabe im Paddelboot eines nicht unverdächtigen Mitschülers auf den See hinaus ruderte und nachmittag lang mit ihm und anderen Kameraden in der Landschaft herumschweifte; als er anfing, sich auf diesen Streifereien zu versäumen, abgehetzt und oft genug abgerissen an den Abendtisch zu kommen, und einmal brachten sie ihn sogar im Triumph auf einer aus grünen Zweigen geflochtenen Tragbahre nach Hause, weil er sich bei einem zu kurz genommenen Sprung über einen Bach die Füße verstaucht hatte: als diese „Zeichen der Verwahrlosung unserer Jugend“ zu einem entrüsteten „Eingesandt“ in der Zeitung führten, meinte auch der Fabrikant Anton Beilharz, mit einer Beschwerde über den Lehrer Müller, genannt David, einschreiten zu müssen.

Der wohlrasierte Direktor der Schule in seiner Gewohnheit, pädagogisch zu lächeln, gestand ihm, daß er die gleichen Klagen und Besorgnisse über den eigenen Sohn habe; aber es sei wohl ein Zeichen der Zeit! Er könne gegen die Lehrbefähigung und moralische Haltung seines Mitarbeiters kaum einen Tadel erheben und keinesfalls mehr tun als eine kollegialische Mahnung aussprechen.

Auf diese Weise blieb nach der Beschwerde natürlich alles, wie es vorher gewesen war; nur fühlte sich, als sie ruchbar wurde, der Obertertianer Karl Beilharz in seinem vergötterten Lehrer gekränkt: er warf seine junge Leidenschaft in eine Verbitterung gegen den Vater, die bei der ersten Gelegenheit ausbrechen mußte, und dies auch tat an dem Unglückstag, da der Fabrikant um eines anderen Dinges willen seine sonstige Gelassenheit verloren hatte.

Als ihm das Schreibfräulein Hannah nachmittags das Extrablatt auf den Tisch legte, daß der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand und seine Frau in Serajewo ermordet worden waren, hatte der Trikotwaren-Fabrikant Anton Beilharz eine Empfindung, die er nicht wieder vergaß: wie wenn ihn aus den fettgedruckten Worten des Telegramms die heiße Luft der Schüsse anwehte, an seiner Stirn wie an den Händen körperlich spürbar.

Was geht mich der ermordete Thronfolger da unten in Bosnien an? wollte er aufbegehren; aber er wurde das ohnmächtige Gefühl nicht los, daß etwas gegen ihn selber geschehen war, den gänzlich unbeteiligten Bürger von Unterlingen.

Sie werden Krieg machen! grollte er und stellte einen raschen Überschlag an, was der ihm schaden könne?

Nicht das geringste! rechnete er aus, der keine geschäftlichen Beziehungen zum Balkan hatte; und weil darüber das ältliche Schreibfräulein Hannah mit den Briefen hereinkam, warf er das Extrablatt abschätzig in den Papierkorb.

Seiner Gereiztheit einen Gegenstand zu geben, begegnete ihm auf dem Heimweg, als er jenseits der Bahn in den moosigen Felsenweg zum Ruchberg hinauf eintreten wollte, der Lehrer Müller, rot und verschwitzt von einer Schulwanderung kommend, aber er hatte die Klasse schon oben entlassen.

So sehen sie aus, und das sind sie, die uns den Bürgertag stören mit ihrem Aufruhr! dachte sein Zorn.

Als darum an diesem Abend der Obertertianer wieder einmal um eine halbe Stunde verspätet zum Abendessen kam und es war eben die Schulwanderung mit ihrem Lehrer Müller gewesen, von der er den Heimweg nicht gleich gefunden hatte, ließ ihm der Fabrikant die Versäumnis nicht durchgehen. Er strafte ihn mit Worten, die zu hart waren, und nannte den Lehrer, von dem er doch wußte, daß sein Sohn ihm glühend anhing, einen Verführer der Jugend und Anstifter zur Unordnung.

Da sprang der dreizehnjährige Knabe in einem solchen Gegenzorn vom Eßtisch auf, daß der Stuhl hinter ihm einen Satz gegen die braune Täfelung machte; und ebenso unerhört für das altdeutsche Zimmer wie dieser Vorgang waren die Worte, die seine zu dünne Knabenstimme hineinschrie: daß die Eltern in Unterlingen dankbar sein sollten, unverdient einen solchen Anstifter für ihre Kinder zu haben. Denn der David sei kein Zensurenpauker und Vokabelstecher, sondern eine Führernatur! Wenn es nach seinem Programm ginge, würden sie alle freie und glückliche Menschen, die jetzt ihren Eltern gehorchen müßten!

So wenig wie seine Stimme reichten die Worte des Knaben für seinen Zorn aus; und noch weniger war die aufgeschlossene Gestalt der Erschütterung gewachsen. Ein kluger Vater hätte sich über den Zornausbruch zunächst einmal herzlich gefreut, um danach seine Überlegenheit gütig wirken zu lassen. Dazu war der Fabrikant weder erfahren noch an diesem Abend gefaßt genug.

Er schwieg einige Minuten lang in der ersten Verblüffung; dann verdankte es der zweite Stuhl den unbeholfenen Füßen des Fabrikanten, daß es ihm nicht ging wie dem andern, als diesmal der breite und schwere Mann aufsprang: Hinaus, augenblicklich hinaus! brüllte er und verwies seiner Frau Wilhelmine mit einer herrischen Gebärde die bittend vorgestreckten Hände.

Der Obertertianer Beilharz sah ohne weiteres ein, daß weder sein Zorn noch seine Argumente ausreichten, dem bärtigen Gesicht und den Körperkräften seines Vaters standzuhalten. Er ging mit rinnenden Tränen in der Richtung, die ihm der ausgestreckte Arm wies, sogleich gefolgt von der Schwester Elvira, die sich noch vor der Tür leidenschaftlich an ihn hängte. Wären seine eigenen Augen nicht so voll Wasser gewesen, hätte er wahrnehmen müssen, wie die ihrigen funkelten.

Wohl aber sah es der Herr Beilharz, der immer noch mit dem ausgestreckten Arm als Wegweiser seiner Empörung dastand; und er vergaß danach den Anblick nicht so bald, wie die Kinder, an deren Fügsamkeit er nie gezweifelt hatte, gleich entlassenen Arbeitern von ihm gingen: der Knabe hinausgescholten; aber die Schwester hing sich ihm freiwillig und mit unverhohlener Lust an. Denn soviel er später über sein Mißgeschick grübelte: von diesem Augenblick an, da seine Frau Wilhelmine mit vorwurfsvoll gefalteten Händen hinter den Kindern herblickend allein mit

ihm in dem altdeutschen Eßzimmer blieb, von diesem Augenblick an war sein Gefühl gewiß, daß die Schüsse in Serajewo ihn mitgetroffen hatten.

Hätte der Fabrikant Anton Beilharz schon heller in sich hineinhorchen können, wäre er nach diesem Auftritt nicht mehr in den „Goldenen Karpfen" hinuntergegangen, wo er mit dem Schuldirektor, dem Apotheker und Postmeister seinen wöchentlichen Skatabend hatte. So ließ er den Zorn rauchen und war derart besessen, daß er sein Haus auf dem Ruchberg mit der weinenden Frau Wilhelmine und den anfässigen Kindern verließ, als ob es nicht mehr sein eigenes wäre.

Möge denn alles zum Teufel fahren! grollte der sonst so gemessene Mann in einer Verwandlung, die ihm selber dämonisch vorkam, als er das Gartentor hinter sich offen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Aufgebot.

Herbstliche Skizze von **Fritz von Woedtke.**

„Es ist verschollen: der am 13. Juni 1896 zu X. geborene und zuletzt im Jahre 1919 daselbst, Lindenaustraße 43 III wohnhaft gewesene Studierende an der Technischen Hochschule Christian Ernst Bodenwieser, der zuletzt im Jahre 1920 aus Rio de Janeiro geschrieben hat.

Auf Antrag: der Rentnerin Anna verw. Bodenwieser in X., Lindenaustraße 43 III wird der Verschollene aufgefordert, sich spätestens im Aufgebotstermin, der auf den 10. April 19.. bestimmt wird, vor dem unterzeichneten Gericht, Zimmer 99a, 2 Treppen, zu melden, widrigenfalls seine Todeserklärung erfolgen wird.

Alle, die über Leben und Tod des Verschollenen Auskunft zu erteilen vermögen, werden aufgefordert, spätestens im Aufgebotstermin dem Gericht Anzeige zu erstatten.

X., den 28. Oktober 19.. Das Amtsgericht, Abt. 1b."

*

Hart fiel Helgas Hand mit der Zeitung auf den Frühstückstisch. „Was hast du?" Erstaunt sah ihr Mann von den eingegangenen Briefen auf.

„Nichts", sagte Helga und starrte auf das Blatt.

„Du solltest nicht immer so viel lesen und im Zimmer sitzen. Geh' doch heute vormittag mal ins Freie! Es ist ein herrlicher Tag." Er stand auf. „Ich bin wie immer zum Essen da", sagte er.

Erst als Helga allein und unbeobachtet war, wurde sie wach. Sie strich sich über die Augen. Dann nahm sie von neuem das Zeitungsblatt in die zitternde Hand. Wie gebannt sah sie auf die Zeilen.

Mit einem Ruck erhob sie sich und ging in ihr Zimmer. Zuunterst ihres kleinen Schreibsekretärs lagen alte Briefe und Andenken aus ihrer Mädchenzeit, sorgsam mit goldenen Fäden gebündelt und seit vielen Jahren schon unberührt.

Sie öffnete das Päckchen. Eine Anzahl Briefe mit ausländischen Marken lagen zu oberst. Sie verlor sich in deren Inhalt. Endlich erhob sie sich und nahm einen jener Briefe zu sich. Sie legte Hut und Mantel an und trat auf die Straße.

Der Herbstwind fegte über die Bürgersteige und wirbelte die welken Blätter zu tanzenden Kränzen umher. Helgas Fuß ging achtlos über das in der Herbstsonne blinkende Laub.

Fest hielt ihre Hand den Brief in der Manteltasche umklammert. Sie blieb auf der Straße stehen und las ihn noch einmal. Eine Zimmervermieterin in Rio de Janeiro hatte ihn mit ungelenken, des Deutschen unkundigen Buchstaben geschrieben. Ihr Untermieter, Herr Bodenwieser aus Deutschland, sei bei Werftarbeiten im Hafen, wo er beschäftigt gewesen war, von einer Schraube erfaßt worden, der Tod müsse ganz schnell eingetreten sein. Sie habe unter den Papieren des Herrn lediglich Helgas Adresse herausgefunden. Angehörige scheine ihr Untermieter nicht gehabt zu haben, er habe jedenfalls nie derlei erwähnt. Der Brief war datiert vom Jahre 1923.

Helga ging tief in die Vergangenheit versunken durch Straßen, die sie nie zuvor betreten hatte. Endlich war sie vor dem Hause Lindenstraße 43 angelangt.

Entschlossen trat sie durch den schmalen Eingang. Im dritten Stockwerk war ein brüchiges Emailleschild angebracht: „Bodenwieser".

Sie zog die Klingel. Schlürfende Schritte wurden hörbar. Das kleine Guckloch an der Tür wurde gelichtet, ein Auge sah Helga starr an. „Zu wem wollen Sie?" erklang es hinter der Tür.

„Ich möchte zu Frau Bodenwieser, . . . es ist wegen ihres Sohnes."

Das Auge hinter der kleinen Öffnung zog sich eilig zurück. Die Kette rasselte, erregt wurde ein Schlüssel im Schloß gedreht, die Tür aufgerissen.

„Kommen Sie herein", sagt eine heisere Stimme. Im Zwielicht eines unaufgeräumten Korridors erblickte Helga eine alte Frau mit gebeugtem Rücken und fahrigen Bewegungen. „Nehmen Sie Platz!" sagte die Greisin hastig, öffnete die Tür zum Wohnzimmer und wies auf einen Plüschsessel. „Sie haben das Aufgebot in der Zeitung gelesen?"

„Ja", sagte Helga und zwang sich, ihre Erregung niederzukämpfen, „ich habe es gelesen, und da erinnerte ich mich an Ihren Sohn, mit dem ich vor Jahren gut bekannt gewesen war, bevor er nach Amerika ging. Die letzte Nachricht erhielt ich von ihm im Jahre 1923, ein Jahr vor meiner Verheiratung."

„1923? Also vier Jahre, nachdem er mir eine letzte Weihnachtskarte schrieb. Also er lebt, er lebt, er wird wiederkommen! Ich habe es gleich gewußt und habe mich gesträubt, das Aufgebot zu veröffentlichen. Allerdings — dadurch sind Sie zu mir gekommen. Glauben Sie nicht auch, daß er noch lebt?"

Helga tastete nach dem Brief in der Tasche. Sie schwieg und sah den Fußboden.

„Ja, er muß leben", begann die Alte wieder, „ich fühle es, jeden Tag fühle ich es. Und wenn er dann wiederkommt — eines Tages, so wie heute —, da wird er in mein Zimmer treten. „Da bin ich, Mutter", wird er sagen, „ich war lange fort." Und dann hat er viel Geld verdient, der Christian. Aber auch wenn er ganz bettelarm ist, will ich meine Arme weit aufmachen. Christian, will ich sagen, es ist ja alles schon so lange her, es ist alles vergeben und vergessen. Die Hauptsache, du bist wieder bei mir. Ja, das will ich ihm sagen...

Als junger Mensch, da hat er nämlich manchmal nicht gut getan, der Christian, wir haben uns nicht vertragen und sind auch im Bösen auseinander gegangen, es war kurz nach dem Kriege." Sie lächelte, und um ihr altes Gesicht legte sich ein verlorener Schimmer. „Aber er ist doch mein Kind, mein Kind." Sie schwieg, vor Erregung konnte sie nicht weiter sprechen. Helga ergriff ihre Hand. „Liebe Frau Bodenwieser", sagte sie. Die Alte war ganz in ihre Phantasien versunken.

Plötzlich fuhr sie wieder auf. „Ja und . . . haben Sie seitdem nichts mehr von ihm gehört?"

„Nein, nichts mehr". Helga sah zu Boden.

„Er will uns überraschen", sagte die Alte langsam und lächelte glücklich, „so war er immer so ungstüm."

Endlich wandte Helga ihren Blick ihr entgegen. Ihr Gesicht hatte einen klaren Ausdruck. „Ja" sagte sie, „ich glaube auch, daß er wiederkommt."

„Nicht wahr, Sie glauben es auch! Oh, dann ist ja alles gut, dann will ich gern noch warten, dann hat das ganze Leben einen Sinn. Mögen sie nur auf dem Gericht die Todeserklärung ausstellen, damit sie was zu schreiben haben, aber für uns beide, für uns lebt er. Haben Sie meinen Sohn sehr gern gehabt?"

„Ja", sagte Helga, „damals. Jetzt bin ich verheiratet."

„Und sind Sie glücklich?"

„Ja, — sehr glücklich."

„Oh, ich fühle es, auch ich werde noch sehr glücklich sein. Und ich will gerne warten. Aber Sie müssen mir eins versprechen, bitte, bitte: bis der Christian wieder hier ist, da müssen Sie mich oft besuchen, damit mir die Zeit nicht so lang wird. Ich habe keinen Menschen sonst. Jede Woche müssen Sie mich besuchen."

„Ja, liebe Frau Bodenwieser, das will ich herzlich gern tun." Helga erhob sich und legte ihre Arme um die alte Frau, „ich verspreche es Ihnen. Aber jetzt muß ich nach Hause."

Die Alte begleitete sie zur Wohnungstür, stumm und bewegt. Und ihr Gesicht leuchtete, als hätte ein matter Strahl der Herbstsonne sie gestreift.

Helga ging durch die Straßen, die sie gekommen war. Ein gefestigtes frohes Lächeln lag in ihrem Gesicht. Sie setzte sich unterwegs auf eine Bank und betrachtete den Reigen der welken Blätter auf den Bürgersteigen. Die Sonne schien durch die gelichteten Zweige. Nie sollte die Alte vom Tode ihres Sohnes erfahren. Und das Gericht erst recht nicht. Es war besser so, wie es war.

Als sie beim Mittagessen saßen, sah ihr Gatte sie erstaunt und vergnügt an. „Helga, der Spaziergang hat dir sichtlich gut getan: du siehst so frisch und verändert aus."

„Es ist das schöne Herbstwetter, Liebster", sagte Helga und legte sanft ihre Hand auf seinen Arm, „manchmal gibt es solche Tage im Herbst, wenn die Sonne noch einmal verschwenderisch scheint und die Blätter im Winde treiben, dann ist man traurig und froh zugleich, dann will man gar nicht glauben, daß alles zu Ende ist, obwohl man es doch wissen müßte. Man ist froh, — mitten im Herbst."

„Kleine Helga", sagte der Gatte zärtlich, „du solltest öfters solche Spaziergänge machen."

„Ja, jede Woche einmal", erwiderte Helga, „das habe ich mir fest vorgenommen."

Deutsche Bücher im Ausland.

Das Buch ist ein guter Freund des Menschen . . .

Oft ist dieses Thema schon abgewandelt worden. Und doch ist es unerschöpflich, weil eben das Leben selbst, dessen Spiegel das Buch ist, unerschöpflich ist.

Oft sind mit Büchern unsere höchsten glückhaften oder tragischen Erlebnisse verbunden. Wie vieles haben uns Bücher in unserem eigenen, ja in unserem ureigensten Leben bedeutet, vor allem, wenn wir sie in besonderer Zeit geschenkt bekamen oder selbst schenkten. Da stehen vor uns oder sind tief in unser Herz geschrieben die Augenblicke, wo wir wirklich tief bewegt, erfüllt, aufgewühlt waren. Und Bücher sind ihre stummen und doch beredten Deuter, die uns Wert und Fülle solcher Stunden wieder hinzaubern können.

Vieles danken wir unseren Freunden, den Büchern, wenn sie uns unsere Heimat, unser Vaterland, unsere Volksgenossen von gleicher Art und aus gleicher Geschichte gestaltet vor Augen stellen. Da spüren wir ganz unmittelbar die Liebe zu Heimat und Volk, und mancher, der sich weitab von Deutschland in fremder Stadt oder ländlicher Einsamkeit schwer zurechtfindet, der wird durch solch ein Buch getröstet. Er spürt, daß die Häuser, Straßen, Denkmäler, Theater, aber auch die Äcker, Wiesen, Berge nicht die gleiche sind wie zu Hause. Die Berge sind kahl, es fehlen die Buchen und Tannen; die Häuser sind weiß, die Tiere anders . . . wie es auch sei, der Freund im Bücherschrank hilft hinweg über die Wehmut und alle Zagheit.

Ferne, unerreichbare Länder werden uns durch Bücher gedeutet. Schon unsere kindliche Phantasie wurde durch Bücher angeregt, wir folgten den Spuren der Eroberer Mexikos und der Inkastaaten, wir folgten den Spuren Stanleys und Livingstones, Nansens und Sven Hedins. Wie stark kann uns das Buch Mittler sein für die Phantasie, wie zaubert es Bilder, Gedanken, Geschehnisse vor uns hin. Haben wir uns nicht alle schon dabei ertappt, wie wir eins wurden mit dem Buch, ganz in ihm aufgingen, so daß wir alles andere als störend empfanden?

Das Buch, Freund und Helfer des Menschen, hat aber nicht nur diese persönliche Sendung. Es gehört nicht nur in die Klause, wo wir allein sind, nicht nur auf das Tischlein, wo es uns über schwere Stunden oder nicht endende Nächte hinwegträgt. Es hat auch eine öffentliche Sendung.

In unserer Zeit der Zerrissenheit und der Gegensätze ist es wahrhaft berufen, völkerverbindend und völkerversöhnend zu wirken. Und zwar gleicherweise das Buch, das die öffentlichen Fragen behandelt, wie der Roman, das Gedicht, das Drama, die sich meist in den Gefilden des rein Künstlerischen bewegen. Die Völker sind so sehr geneigt, sich gegenseitig mißzuverstehen. Sie stellen sich den Volksgenossen des anderen Landes nach einem Zerrbild vor, seine Regierung als einen Ausbund von Schlechtigkeit, seine Landschaft als trostlos. Würden sie hinkommen, dann fiele es manchmal wie Schuppen von den Augen. Aber es ist ja, trotz besten Willens, trotz Schüleraustausch, Kraft-durch Freude-Fahrten, internationaler Kongresse nie möglich, dies im ganz großen Maßstabe zu tun.

So muß das Buch an die Stelle treten. Das Buch, das sich seiner Verantwortung bewußt ist, rückt das Falsche zurecht, verwandelt das Zerrbild in ein wahres Spiegelbild und es ruht auf ihm der Segen der Wahrheit, und Tausende von denen, die ein klares Bild über das andere Land gewonnen haben, segnen es.

Auch das Buch kommt wie ein Prophet ins fremde Land. Es wirbt um Verständnis. Es wendet sich an das Beste und Höchste im Menschen. Und wenn es in einer Buchwoche, wie sie nun vom 27. Oktober bis 3. November abgehalten werden soll, allen sichtbar wird, so mögen sie sich freudig der höheren Pflicht unterziehen,. Kenntnis zu nehmen, zu sichten und zu sammeln . . . und zu lesen; denn das ist und bleibt ja der eigentliche Zweck des Buches: die innere Auseinandersetzung mit ihm.

So gehe denn der Deutsche hin und sehe, wie sich Deutschland in seinem besten geistigen Niederschlag zu zeigen versucht. Und seine Liebe zum Land wird erneuert und mit frischen Kräften erfüllt werden.

Es gehe aber auch der nichtdeutsche Mensch hin und bilde sich sein Bild von Deutschland. Er wird es nicht bereuen. Denn Wahrheit zu finden ist höchstes Menschentum. Und es wird ihm nicht nur gelohnt werden durch das erhebende Gefühl, selbst gerecht zu urteilen, sondern auch dadurch, daß Deutschland ebenso seine Pforten dem Buch öffnen wird, das aus dem Auslande kommt und dessen Wesen und Art sichtbar macht.

Dr. Hans Hartmann.



Lustige Ecke



Allerlei Reize.

„Sie da, Herr Meier! Wie geht's?"

„Danke, sehr reizend."

„So? Das hört man selten."

„Ja, meine Frau hat Hustenreiz, meine Tochter Hautreiz, der Bubi Brechreiz, und mich reizen die Gläubiger."

*

Aus der Rechenstunde.

„Wenn ich hier vier Eier hinlege", sagt der Lehrer, „und du legst noch drei dazu, wieviel Eier sind es dann?"

Moritzchen, zuckt bedauernd die Achsel: „Ich kann nicht Eier legen, Herr Lehrer."



Der Schachspieler spielt Bridge.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.